



Küss den Fuß, schöne Frau: Der Prinz (Robert Seipelt) erweckt Dornröschen (Christin Braband) beinahe traditionell.

FOTO: MARCO PIECUCH

## Dornröschen im Gruselkabinett

Originell, schräg, oft konträr zur Musik: Klassisches Ballett im neuen Gewand im Theater Trier

Die Spannung war groß, die Überraschungseffekte blieben nicht aus, der Schlussbeifall war erstaunlich einhellig: Die Aufführung von „Dornröschen“ im Theater Trier, von allerlei Querelen im Vorfeld begleitet, geriet unterm Strich zu einem interessanten Abend.

Von unserem Redakteur  
Dieter Lintz

Trier. Es mag nicht ganz einfach sein, aber für den Zuschauer dieser Tanztheater-Produktion empfiehlt es sich, alles zu vergessen, was er üblicherweise mit Tschaikowskys Dornröschen verbindet. Das romantische Märchen, die höfische Pracht, die prunkvollen Ensembleszenen, die gleißenden Kostüme, die starre Eleganz. Hier geht es um etwas ganz anderes.

Eine offensichtlich wohlhabende Gesellschaft aus blondierten Gestalten in weißen Kostümen freut sich mächtig darüber, dass ein Kind zur Welt gekommen ist. Gemeinsam mit einigen herzhaft-bunt gekleideten Gästen wird das kleine Bündel derart exzessiv herumgereicht, dass spätere Verhaltensstörungen beim Nachwuchs kaum zu vermeiden sein dürften.

Ein schwarz gekleideter Bösewicht wird von einer lila angezogenen weiblichen Aufsichtskraft hinausgeworfen, weshalb er – kleiner Zeitsprung – am 16. Geburtstag der einstigen Neugeborenen die ganze Feierygesellschaft mit – durchaus gern genommenen – Partydrogen in ein dauerhaftes Koma schiebt und sie in ein Gruselkabinett verschleppt, wo sie, in Einkaufswagen aufgebahrt, verharren müssen, bis einer der Wärter, von der Frau in Lila aufgestachelt, den Bösewicht tänzerisch dahinmetzelt und die 16-Jährige zunächst samt Entourage befreit und sodann ehelicht.

### Ballett ist kein Museum

Das kann man so machen, Mats Ek hat vor zehn Jahren in Hamburg ähnlich inszeniert. Die Geschichte zu suchen, die hinter dem bemoosten Märchen steckt, neue Bilder zu finden: Das ist legitim. Ballett ist kein Museum.

Das Problem ist freilich, dass Tschaikowskys romantische Musik und die Geschichte, die Choreograph Tarek Assam hier erzählt, nicht so recht zusammenpassen wollen. Konsequenterweise hat er sich Filmmusik dazugeholt, von Hitchcocks „Psycho“ über Mancinis „Rosa Panther“ bis „Mission Impossible“,

die er vor allem seinem bösen Hexerich Carabosse unterlegt. Das ist pffiffig gemacht und gut integriert, drängt aber die eigentliche Musik in den Hintergrund, zu der dem Choreograph nicht allzu viel eingefallen ist.

Oft inszeniert Assam konträr zu Tschaikowsky, setzt hektische und großrahmige Bewegungen gezielt gegen beschauliche Töne. Sein Bewegungsrepertoire zielt weniger auf Geschmeidigkeit, Eleganz und Akkuratess als auf Prägnanz, Kantigkeit und Ausdruck. Die Tänzer sind als Darsteller gefragt, und sie liefern. Herausragend Noala de Aquino (Carabosse) mit enormer körperlicher Präsenz und schurkischer Ausstrahlung, Christin Braband (Dornröschen) mit der hinreißenden Studie einer Pubertierenden und Juliane Hlawati (lila Fee) im Kampf gegen das ewig präsente Böse. Aber auch Robert Seipelt, Reveriano Camil, Cécile Rouverot, Natalia Grützmaker, René Klötzer, Denis Burda, Susanne Wessel und Erin Cavanaugh geben ihr Bestes, um die Produktion aus dem Feuer zu reißen.

Tanztheater-Chef Sven Grützmaker, der die Schlussproben für Tarek Assam übernahm, hat offensichtlich manches an Ver-

fremdungen und Irritationen gestrichen. So wird das Ganze allerdings stellenweise zur recht oberflächlichen Ballett-Parodie, was kaum der Ursprungsintention entsprechen dürfte, die Sache aber fürs Publikum recht unterhaltsam macht. Der Bühnenraum von Fred Pommerehn und die Kostüme von Gabriele Kortmann machen aus einem Minimum an Material- und Geldeinsatz eine originelle Szenerie.

### Orchester schlägt sich tapfer

Das Orchester unter Valtteri Rauhala schlägt sich mehr als tapfer, bringt den etwas gerupften Tschaikowsky respektabel über die Rampe, hält sich wacker-tolerant bei den Film-Titeln. Aber es kann nicht verhindern, dass die Diskrepanz zwischen dem, was Auge und Ohr geboten bekommen, letztlich zu Lasten der Musik geht.

Am Ende ordentlicher Beifall, von einem Publikum, bei dem viele der gewohnten Premieren-Abonnenten fehlten, was freilich durch jüngere Gesichter, aber auch durch etliche Theatermitglieder kompensiert wurde.

• Weitere Termine: 20., 23., 26., 30. Dezember, 14., 21., 27. Januar, 3., 11., 15. Februar, 2. März.